

Russenkind

Seit der Geburt hat die Mutter kein Wort zu Amalia gesprochen. Ob das so bleibt, kann der Arzt nicht sagen. Er neigt den Oberkörper nach vorn und bewegt den Kopf nach rechts, als wäre für die Antwort eine neue Perspektive nötig. Aber die Erkenntnis stellt sich nicht ein. Der Doktor schweigt und blickt in die Unterlagen.

„Wir wissen zwar, was der Krieg aus Menschen macht. Trotzdem können wir keine Einzelfälle vorhersagen. Geben Sie Ihrer Frau Zeit, das Kind anzunehmen.“

Mit diesen Worten verabschiedet er Willi.

Wilhelm Halmstedt, der Vater, weiß mit dieser Aussage nichts anzufangen. Seine Frau ist für ihn zum Rätsel geworden seit jenem Tag, als die Russen kamen. Sie hat zwar nicht ihre Stimme verloren. Nicht einmal die Worte. Sie verrückt zu nennen, wäre zu viel. So ein Begriff, darüber möchte er nicht nachdenken, auch wenn die Nachbarn manchmal munkeln, sie sei nicht mehr ganz dicht. An guten Tagen schweigen sie zu dem Thema, nur die Blicke sagen noch: nicht mehr eine von ihnen. Im Grunde verhält sich seine Frau Irma wie immer, nur zu Amalia nicht.

Es war ein kalter Tag im April. Der Nebel lag noch über den Feldern. Auf den Schwarzmarkt war sie gegangen, wollte Essen besorgen, Willis Geburtstag stand kurz bevor. Dafür brauchte sie Zucker und Mehl. Ob sie die Waren erhalten hat, lässt sich nicht rekonstruieren. Sicher ist nur, dass sie von Soldaten aufgegriffen und an den Dorfrand geschafft wurde. Mehrere Frauen waren auf dem Gefährt, Liesel, Grete, an

weitere Namen kann sich Willi nicht mehr erinnern. In einem Wald wurden sie abgeladen, schwer verletzt. Hansi, der Obdachlose, hat sie gefunden. Willi weiß das nur aus Erzählungen, die hinter vorgehaltener Hand die Runde machen. Amalia ist nicht seine Tochter, aber was heißt das schon. Er zieht sie groß. Natürlich ist sie sein Kind. Und er spürt jeden Tag, wie sie sein Herz berührt. Wäre seine Frau nicht so eigenartig, hätte er die Ereignisse von damals längst vergessen.

Morgens schickt er Amalia los. An der Hand der älteren Schwester verlässt sie das Haus. Ihre Schritte wirken dabei so unsicher. Die Welt da draußen ist ein Vorwurf seit dem Tag, als der Fremde sie in den Körper seiner Frau hineingezwungen hat. Es gibt kein anderes Wort dafür, denkt Willi. Seit diesem dunklen Frühjahr stehen die Dinge kopf. Irma hat beschlossen, Amalia wegzuschweigen. Manchmal verschwinden die Probleme von selbst, wenn man aufhört, über sie zu sprechen. Zum Beispiel der tropfende Wasserhahn. Nach einem Monat hatte sich das Thema erledigt. Warum, kann keiner sagen.

Mit Anda, der älteren Tochter, unterhält sich Irma, wie es sich gehört. Sie fragt, was es Neues im Unterricht gab. Manchmal erkundigt sie sich sogar nach Wünschen fürs Schulbrot.

Amalia sitzt am Nachmittag oft auf dem Sims im Wohnzimmer und presst das Gesicht an die Scheibe. Von dort beobachtet sie das Treiben auf der Straße. Kinder rennen vorbei, Eltern tragen Einkaufstaschen. Auf dem Ahorn gegenüber zwitschern

Vögel.

Manchmal wendet sie sich dem Zimmer zu. Anda macht am Tisch Hausaufgaben, während die Mutter in der Wohnung für Ordnung sorgt, die Wäsche aufräumt, den Abwasch macht. Ab und zu streicht sie der älteren Tochter im Vorbeigehen über den Kopf. Amalia will das nicht sehen. Sie fühlt sich wie Luft. Jedes Mal, wenn sie anfängt zu erzählen, macht die Mutter weiter, als ob es keine Worte gäbe. Als ob Amalia durchsichtig wäre. Farb- und konturlos. Ein Kubikmeter Luft wiegt kaum mehr als ein Kilogramm.

Zum Mittagessen darf sie sich zu Anda setzen. Sobald sich das dreckige Geschirr in der Küche befindet, schleicht sie jedoch aufs Fensterbrett zurück. Sie wartet darauf, dass der Vater kommt. Nur er kann sie erlösen.

Es ist wichtig, dass er sie als Erstes in den Arm nimmt. Warum, das kann Amalia nicht erklären. Sie weiß, dass das nicht richtig ist. Egoistisch. Manchmal macht sie sich deshalb Vorwürfe. Das Gewissen wächst mit den Worten der anderen. Da aber Mutter keine Worte für sie hat, bleibt es in der Regel klein.

Der Vater hat einen großen Körper. Er bietet genug Platz für drei. Trotzdem will sie schneller sein als Anda. Auch als die Mutter. Sie verschiebt die Hausaufgaben in die Abendstunden, damit sie nach ihm Ausschau halten kann. Außerdem lenkt das Treiben von der Stimmung in der Wohnung ab. Amalia kennt den Zeitpunkt, wenn er auf der Straße erscheint. Es ist immer zur gleichen Stunde. Mal trägt er einen Mantel, mal nur ein weißes Hemd. Die Aktentasche hat er stets unter den Arm geklemmt. Er winkt zu ihr nach oben

und sie presst das Gesicht noch fester ans Glas, bis sie ihn im Türrahmen verschwinden sieht. Erst dann springt sie auf und rennt in den Flur.

Bei Anda hätte sich die Mutter über die Flecken beschwert, die jeden Tag auf der Scheibe zurückbleiben. Aber ohne Worte kann sie auch nicht schimpfen. Amalias Atem wird umso präsenter, je mehr Spuren sie hinterlässt. Irma zuckt leicht zusammen, wenn sie vergisst, den Blick abzuwenden. Die Schlieren sind eine überdeutliche Spur des Lebens. Sie zeugen von der Luft, die Amalia ausatmet.

Noch nie hat die Mutter ein Tuch zur Hand genommen, um die Flecken zu beseitigen. Das Wohnzimmerfenster ist verschmutzt, egal ob Sommer, Herbst oder Winter. Sogar an Sonntagen bleibt es dreckig. Willi verliert darüber kein Wort. Nur manchmal, wenn sich Besuch angekündigt hat, wischt er mit einem Stück Toilettenpapier darüber.

Jedes Mal nach Vaters Heimkehr probiert Amalia seine Schuhe an und läuft damit durch den Flur. Das ist ihr Ritual. Er lässt es zu. „Ach Kind, du bist ein Mädchen, sie werden dir nicht passen“, sagt er manchmal.

„Wenn ich groß bin, werde ich ein Mann“, antwortete Amalia, bevor sie alt genug war, die Unmöglichkeit zu begreifen. Was sie nicht hinzufügte, ist: Weil Vater mit Russenkindern spricht.

Seit dem Sommer geht sie in die erste Klasse. Dort hat sie das Wort aufgeschnappt. Früher hat sie sich gefragt, ob sie ein Vater-Mädchen ist. Anda war immer schon ein Beide-Kind.

Amalia teilt die Welt in diese zwei Kategorien ein. Vater-Kinder haben es schwerer, weil die Sprache nicht überall ist. Es gibt große Räume, die wortlos bleiben. Dort zittert die Luft vor Anspannung. Nach der Schule ist das Wohnzimmer so ein Raum. Jedenfalls bis Anda nach Hause kommt.

Eine Mutter, die mit allen Kindern redet, kann sich Amalia nicht vorstellen. Täglich sieht sie, dass Worte nicht für jedermann sind. Vielleicht muss die Mutter sparen und hat schon alles für Anda verbraucht, denkt sie manchmal. Anda ist die Erstgeborene. Älteste bekommen alle Sätze, meint Amalia. Gute und schlechte. Für zweite Kinder bleibt nicht immer genug.

So ist es ja auch mit dem Geld. Die ersten lassen sich noch gut versorgen. Die jüngeren erhalten die aufgetragenen Kleidungsstücke ihrer Brüder und Schwestern, so wie Amalia durch Anda Worte ergattert. Manchmal gibt sie nämlich einen Teil davon weiter. Amalia liebt sie dafür.

Wenn Vater da ist, ist alles viel leichter. Sie ist dann froh, weil für sie genug Sprache übrig bleibt. Vater hat mehr davon. Er geht ja auch arbeiten.

In der Schule wird ihr „Russenkind“ hinterhergerufen. „Selber Russenkind“, sagt sie. Sie glaubt, dass es ein neues Schimpfwort ist. Erst nach und nach beginnt sie zu begreifen: Es geht um einen Makel, der ihr anhaftet. Nur ihr und nicht den anderen.

Amalia wünscht sich nichts mehr als eine Freundin, die ihr ähnelt. Jeden Vormittag sitzt sie allein auf einer Bank, umgeben von fröhlichen Gesichtern, die sich zu Gruppen zusammenschließen, herumtollen und lachen. Sie kaut an ihrem

Brot und lässt den Blick über den Schulhof schweifen. Sie ist froh, wenn die anderen Kinder sie in Ruhe lassen. Manchmal jagen sie hinter ihr her und rufen das Wort. Nennen ihre Herkunft. Damit es auch niemand vergisst, das Aushängeschild auf ihrer Stirn. Wie gern würde sie heute sitzen bleiben. Ihr Körper fühlt sich an wie ein warmer Stein, der lange in der Sonne gelegen hat.

Auf einmal bemerkt sie eine andere Schülerin, die sie zuvor noch nie gesehen hat. Sie wandert zögerlich umher, ein Ausdruck der Verwirrung liegt auf ihrem Gesicht.

Ein Junge springt aus einer Gruppe heraus und ruft auch ihr das Schimpfwort hinterher. Wie kann das sein? Gibt es noch weitere? Bisher war das Wort allein für sie bestimmt.

Amalia steht auf und nähert sich dem Mädchen mit einem Hauch von Neugier. „Hallo“, sagt sie leise.

Die andere schaut überrascht auf. „Bist du auch neu hier?“

„Nein, ich bin schon eine Weile auf der Schule“, antwortet Amalia.

„Ich bin Limona.“

„Schön, dich kennenzulernen.“

Wenig später gehen sie zur Bank. Der Junge hat das Interesse verloren und wendet sich wieder seinen Freunden zu. Limona spricht von ihrem Umzug aus der Stadt, erzählt von ihrer Familie und dem Wort. Wie die anderen so schnell dahintergekommen sind, wundert sie sich.

„So ist das auf dem Land“, erklärt Amalia. Die Zungen bewegen sich hier schneller.

Als sie das erste Mal Limonas Zuhause betritt, ist Amalia nervös. Sie war noch nie bei einem anderen Kind zu Besuch.

„Das ist meine Mutter“, sagt Limona mit einem Lächeln. Die Mutter streckt die Hand aus und sie gehen ins Wohnzimmer. „Es freut mich sehr, dich kennenzulernen“, sagt sie. Dann wendet sie sich an Limona. „Ich habe Kartoffelauflauf gemacht, das isst du ja so gern.“ Mit raschem Schritt entfernt sie sich wieder, um die Teller zu holen.

Inzwischen kennt Amalia den wahren Grund für das Schweigen. Ihr Vater hat es ihr gesagt. Es liegt an dem Soldaten, der ihr Erzeuger ist. Das ist so etwas wie ein Vater, der keiner werden will. Er hat ihrer Mutter ein Stück Sprache weggenommen. So ist das im Krieg. Vielen Menschen werden Dinge geraubt. Manchmal haben sie selbst keine Worte mehr, und dann nehmen sie sich, was sie bei anderen finden.

Limonas Mutter merkt, dass Amalia in Gedanken versunken ist, und legt ihr eine Hand auf die Schulter. „Komm, setz dich zu uns. Möchtest du vielleicht etwas trinken?“

Amalia nickt und nimmt am großen Tisch Platz. Sie spürt eine Mischung aus Bewunderung und Sehnsucht. Die ganze Familie spricht miteinander. Hier hat der Soldat alles dagelassen, jedes einzelne Wort.

„Erzähl mir doch etwas über dich“, sagt die Mutter. Amalia schluckt schwer und zwingt sich, gefasst zu bleiben. „Ähm, also ... ich bin auch das Kind von einem Russen.“

Limonas Mutter nickt. „Du bist immer willkommen hier.“

Amalia überkommt eine Mischung aus Dankbarkeit und Traurigkeit, während sie die Worte hört.

Später, als sie in Limonas Zimmer sind, fragt sie: „Hat deine Mutter schon immer mit dir geredet?“

Limona legt die Stirn in Falten und scheint einen Moment verwirrt zu sein. „Was meinst du damit?“

„So normal, meine ich“, ergänzt Amalia.

„Natürlich. Wir haben selten Streit.“

Die beiden Mädchen sitzen einen Moment schweigend da.

Amalia ist auf einmal schwindlig. Sie hat das Gefühl, dass sich nicht nur das Zimmer dreht, das ganze Haus mit Limona wirbelt im Kreis herum. Sie kann sich nicht mehr festhalten und fällt, wohin, weiß sie nicht. Es ist dunkel. Das Haus wird immer kleiner und ist schließlich ein Punkt.

Nur das Wort „Russenkind“ findet den Weg zu Amalia: Es kriecht dorthin, wo sonst keiner hindurchpasst. Legt sich zu ihr, streicht über ihren Nacken. Der Herbstwind reibt an ihrem Gesicht. Er ist rau.

„Was ist los?“, fragt Limona, und ihre Stimme kommt von weit.

Im zweiten Schuljahr sitzt Amalia noch immer in der hintersten Reihe. Der Platz neben ihr bleibt leer, denn Limona ist ein Jahr älter und kann sie nicht begleiten. Das Haus verlässt sie inzwischen nicht mehr an der Hand der Schwester. Dafür fühlt sie sich zu groß. Als es draußen kälter wird, behält Amalia ihren Anorak an und benutzt die weite Kapuze als Schutz. Damit die Worte der anderen Kinder eine Mauer haben, Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel. Sie kehren alle zurück. Dieser Gedanke beruhigt sie und sie bemüht sich, dem Unterricht zu folgen.

Sie will beweisen, dass sie nicht dumm ist, nicht wegen einer falschen Samenzelle. Und außerdem: Wer entscheidet

schon über dumm? Keines der anderen Kinder kennt den Soldaten, nicht einmal sie selbst. Er hat keinen Namen. Er ist nur ein Überbegriff, dieser Mann, so wie Möbelstück für Tisch und Stuhl steht. Ob sie die Merkmale des einen oder anderen trägt, wer weiß das schon. Nur Amalia selbst denkt manchmal im Stillen: Ein Stuhl trifft es besser. Die Welt ruht sich auf ihr aus, auf ihren Makeln.

Der Lehrer nimmt sie nicht in Schutz, auch für ihn ist sie ein Fehler. Er wird zunehmend schroffer. „Nimm die Kapuze ab“, sagt er, aber Amalia denkt nicht daran.

„Wenn du so weitermachst, schneide ich sie dir ab.“

Jetzt hat sie Angst, legt einen Arm hinter den Kopf, und oft wird sein Gewicht im Lauf des Unterrichts so schwer, dass sie den anderen nehmen muss. Dann schreibt sie mit der linken Hand.

Auf die Mitschüler färben diese Bemerkungen ab. Bald lassen sie auch in Gegenwart von Erwachsenen ihre Hemmungen fallen.

„Hau endlich ab“, sagt einer, und ein anderer: „Warum bist du überhaupt hier? Du gehörst in den Kindergarten!“

Schließlich endet jeder Schultag damit, dass sie auf dem Boden liegt. Nicht auf dem Schulhof, versteht sich. Die anderen warten, bis sie sich weit genug entfernt hat. Egal welchen Weg sie nimmt, sie spüren sie auf. Wenn sie die Straße wählt, verteilen sie Amalias Ranzeninhalt auf dem Asphalt, und immer wieder muss sie alles von vorn einsammeln. Geht sie über die Felder, suchen die Jungen nach Käfern und Würmern, die sie ihr in den Pullover schieben. „Hier hast du deinesgleichen“, sagen sie dann. „Du wolltest doch bestimmt ein paar Spielgefährten für den Nachmittag.“

Als es Winter wird, gibt sie auf. Sie geht weiterhin morgens aus dem Haus, biegt aber schon viel früher ab. Sie weiß, dass in einer Nebenstraße in der Nähe vom Marktplatz Hansi sitzt, der Bettler, der genauso verhöhnt wird wie sie.

Amalia geht langsamer als sonst, damit sie ihr Ziel noch nicht erreicht hat, wenn die Schulglocke ertönt. Sie will nicht von den anderen Kindern gesehen werden. Sie nimmt kleine Umwege, geht an der Kirche vorbei und schließlich über die Brücke am Bach.

Wie soll es mit ihr weitergehen? Die Schule ist nichts für sie, kein Ort, an dem sie noch mehr Zeit ihres Lebens verschwenden will. Als es acht Uhr vorbei ist, setzt sie sich neben Hans.

Der kalte Winterwind beißt in ihre Haut, und sie presst die Arme um den Körper. Hansi ist in eine abgenutzte Decke gehüllt. Sein Gesicht wirkt noch rauer als sonst, die Augen gerötet und uralt. Er sieht sie mit einem verschmitzten Lächeln an. „Wenn das nicht eine Überraschung ist“, sagt er. „Was verschlägt dich hierher, mein Kind?“

Amalia fühlt sich sofort wohl, als sie beginnt, mit Hans zu sprechen.

„Es ist schwer zu erklären“, sagt sie zögerlich. „Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll. Die Schule ... Ich bin dort das Russenkind.“

„Sie verprügeln dich?“, fragt er geradeheraus.

Amalia nickt.

„Du musst wissen, dass auch sie ihre Schwächen haben. Väter, die nachts verschwinden. Mütter, die schlagen und Hausarrest geben.“

Sie zieht die Beine dichter an sich.

„Versuche, sie da zu treffen, wo ihre Wunden sind“, fährt er fort.

„Woran erkenne ich das?“

Hans beugt sich etwas näher zu Amalia. Erst jetzt nimmt sie seinen Geruch wahr: eine Mischung aus Alkohol und ranziger Kleidung. „Du musst lernen, zwischen den Zeilen zu lesen.“ Amalia schweigt. Hans kann mir offenbar auch nicht helfen, denkt sie. Wer sonst? Zwischen den Zeilen gibt es nur Weiß, das sieht doch jedes Kind.

„Dein Bauch wird dir den Weg weisen, auch wenn es darin ganz schön dunkel ist. So zwischen den Eingeweiden. Hinter der Haut. Da rauscht das Blut. Manchmal ist das eine bedrückende Last. So ein rauschendes Leben.“

Er scheint den Faden zu verlieren. Die Augen sind leicht nach oben gedreht. Er macht eine Pause, dann besinnt er sich wieder: „Und ihre Reaktionen. Achte auf die Reaktionen.“

Damit weiß Amalia mehr anzufangen. Eine Woche lang geht sie jeden Tag zu Hans. Die Lehrer fragen zu Hause nicht nach, sie sind froh, das Problem vom Tisch zu haben. Auch die Mitschüler vergessen Amalia rasch. Nur Limona weiß Bescheid. Und das Dorf. Wie immer ist es das Dorf, das redet. Es spricht hinter Marktständen, unter aufgespannten Planen, in Gassen und Hinterhöfen, sogar in der Kirche ziehen die Worte von Ohr zu Ohr, Mund zu Mund. Schließlich erreichen sie den Vater.

Willi ist überrascht und zugleich besorgt über Amalias tägliche Besuche bei Hans. Nicht, dass er dem Mann misstraut. Schließlich hat er damals seine Frau gerettet. Aber ein Kind von acht Jahren muss zur Schule gehen. Das

sind die Gepflogenheiten. Ob es später heiratet oder nicht, das Mädchen soll lernen.

Er beschließt, ihr eines Morgens unauffällig zu folgen, um zu sehen, was sie wirklich treibt. Er bleibt in sicherem Abstand, als Amalia sich wieder einmal auf den Weg zu Hans macht, und beobachtet sie von Weitem. Sie bewegt sich langsam und bedacht durch die Straßen, dreht sich nach rechts und links, wirkt auf der Hut. Er muss vorsichtig sein. Als sie sich schließlich auf das Pflaster setzt und anfängt zu erzählen, kann Willi die Worte nicht hören, aber er sieht die ernste Miene auf Amalias Gesicht.

Er wartet. Ungeduld hat ihm der Krieg ausgetrieben. Erst als Amalia gegangen ist, nähert er sich langsam dem Bettler. Hans mustert ihn mit durchdringendem Blick. „Was treibt meine Tochter dazu, dich zu besuchen?“, beginnt Willi das Gespräch.

Hans sieht den Vater einen Moment schweigend an. „Sie sucht Antworten, die sie anderswo nicht findet.“

Hat Willi zu wenig Zeit mit dem Kind verbracht?

Auf einmal kommt Amalia zurück. Was hat sie in der Zwischenzeit getrieben? Sie erkennt ihren Vater, rennt los, geht wie von selbst Richtung Schule. Willi verabschiedet sich hastig und folgt ihr erneut. Es ist noch Unterricht, die Kinder sind in den Klassenzimmern. Amalia kauert sich auf eine Wiese hinter einen Busch. Sie wirkt ängstlich, lauernd.

Er überlegt, ob er näher herantreten und sie ansprechen soll, aber dann beschließt er, erst einmal abzuwarten, was sie tut.

Die Pausenklingel ertönt und eine Gruppe von Mitschülern schlendert über die Wiese. Einer zeigt auf Amalia, das Gesicht wirkt überrascht, soweit Willi das aus seiner Position einordnen kann. Ein lautes Lachen bricht aus, gefolgt von spöttischen Bemerkungen. Er kann nicht hören, was genau gesagt wird, aber er spürt, dass nichts Gutes in der Luft liegt.

Amalia, die sich immer noch hinter dem Busch versteckt, versteift sich, als sie die Stimmen ihrer Peiniger erkennt. Fünf Jungen umringen sie, spotten und werfen Gegenstände nach ihr.

Willi möchte eingreifen, aber er weiß, dass er noch abwarten muss. Als die Situation immer bedrohlicher wird, hält er es nicht mehr aus. Er geht zum Schulhof und sieht sich um. Dort entdeckt er Herrn Müller, den Sportlehrer, der die Aufsicht übernommen hat.

Willi geht auf ihn zu und ruft seinen Namen. Der Lehrer dreht sich um, sein Gesichtsausdruck zeigt Überraschung und Gleichgültigkeit in einem.

„Herr Halmstedt, was führt Sie zu mir?“, fragt er, während er seine Augenbrauen leicht anhebt.

Willi atmet tief durch, bevor er antwortet. „Es ist meine Tochter, Amalia. Sie wird von einigen Mitschülern verfolgt und geschlagen. Ich habe es gerade beobachtet. Sie sind draußen auf der Wiese.“

Herr Müller runzelt die Stirn. „Das ist das Alter. Da müssen wir alle durch.“

Entschlossen, nicht aufzugeben, sagt Willi mit fester Stimme: „Aber Herr Müller, das ist kein gewöhnliches Herumtollen unter Kindern. Meine Tochter wird angegriffen,

und Sie sind für die Aufsicht zuständig.“

„Wir können nicht bei jedem kleinen Streit eingreifen. Die Kinder müssen lernen, ihre Probleme selbst zu lösen“, meint Herr Müller und wendet sich ab.

Willi spürt eine Wut aufsteigen. Doch er zwingt sich, ruhig zu bleiben. „Ich verstehe, dass Sie viel zu tun haben, aber Amalia braucht Hilfe.“

Der Lehrer seufzt und macht sich auf den Weg Richtung Wiese. Amalias Schuhe und Socken hängen an einem Baum. Am Morgen war noch Frost. Die Gruppe wird von Herrn Müller aufgelöst. Dann ist Amalia mit ihrem Vater allein. Sie schaut hinauf in die Zweige.

„Ich brauche einen Stock“, sind ihre ersten Worte. Willi sieht sich um, aber es ist nichts Passendes in der Nähe. Also beschließt er, selbst auf den Baum zu steigen. Er erklimmt ein Stück des Stammes und rüttelt an dem Ast. Die Schuhe fallen herunter, während die Socken hängen bleiben. Er steigt noch ein Stück höher. Jetzt hat er Erfolg. Amalias Füße sind rot und geschwollen. Sie setzt sich wieder und zieht vorsichtig die Socken über, anschließend die Schuhe.

„Ich geh zurück zur Schule“, sagt sie.

Willi ist überrascht. „Du kommst mit mir mit nach Hause. Ich werde mit dem Direktor sprechen.“

Jetzt ist es so weit, denkt Amalia, jetzt wird auch Vater nicht mehr mit mir reden. Ich habe mein Recht auf Worte verwirkt.

Die Mutter steht in der Küche. Der Vater geht zu ihr und schließt die Tür. Als er herauskommt, macht sie etwas

Unerwartetes, ja Ungeheuerliches, das Amalia zutiefst erschreckt. Sie geht einen Schritt nach vorn. Ihre Arme schlenkern in der Luft, als wüsste sie nicht, wohin mit ihnen. Dann legt sie einen um Amalia. Und den zweiten. Amalia hört das Ticken der Küchenuhr. Es ist schneller als sonst. Wie viel Zeit ist vergangen? Sie versucht, sich nicht zu bewegen. Wenn sie ganz still ist, sich niemand etwas nimmt und auch Vater schweigt – vielleicht sind dann heute noch Reste übrig. Worte von ihrer Mutter. Ihr reicht auch nur eins.